

Ein ignatianisches Wort als Frage an unseren Glauben

Karl-Heinz Crumbach, Innsbruck/Aachen

Der ungarische Jesuit Gabriel Hevenesi veröffentlichte im Jahre 1705 eine Sammlung ignatianischer Maximen für jeden Tag des Jahres, die „Scintillae Ignatianae“. Eine der tiefgründigsten dieser „Tagesdevisen“ lautet in wörtlicher Übersetzung: „Vertraue so auf Gott, als ob der Erfolg der Dinge ganz von dir, nicht von Gott abhinge; wende dennoch dabei alle Mühe so an, als ob du nichts, Gott allein alles tun werde“¹. Vertrauen auf Gott und menschliches Tun durchdringen sich gegenseitig: gerade das größte Vertrauen auf die Tat Gottes hat zur inneren Bedingung die äußerste Anstrengung von seiten des Menschen, und diese wieder geht auf ihrem Höhepunkt über in das unerschütterliche Vertrauen und Wissen, daß „du nichts, Gott allein alles tun werde“. Schon von seinem inneren Aufbau her ist der Satz bis zum Zerreißen gespannt. Ein solcher Satz stößt das Denken an, das dazu neigt, ihn ausgleichend zu entschärfen und in eine „erträgliche“ Form zu bringen. Die abenteuerliche Geschichte des Verses bildete mehrere Versionen aus, die dies vorzüglich leisteten. Die wichtigste lautet: „Vertraue so auf Gott, als ob du nichts, Gott allein alles tun werde; wende dennoch dabei alle Mühe so an, als ob der Erfolg der Dinge ganz von dir, nicht von Gott abhinge“². Nur diese Form, so sagte man, sei einem so nüchternen und vernünftigen Christen wie Ignatius zuzutrauen. Hugo Rahner führt die Skala der Bedenken der ersten Formel gegenüber an: „Man hat das kühn, gedrechselt, barock, wirr und gekünstelt genannt“³. Im Jahre 1928 schrieb in dieser Zeitschrift C. A. Kneller auf eine Leseranfrage hin, daß auch die Formel von Hevenesi in keiner Weise dogmatisch zu beanstanden sei, aber sie gehe ganz auf dessen Rechnung und könne in dieser Form nicht von Ignatius stammen. Der Grund: „Die Fassung bei Hevenesi war eben zu merkwürdig verschränkt und verschraubt, man goß also denselben Gedanken in eine einfachere Form“⁴. Ganz anders G. Fessard. Er geht in seinem Buch über die Dialektik der ignatianischen Exerzitien in genauen

¹ Der lateinische Text: Sic Deo fide, quasi rerum successus omnis a te, nihil a Deo penderet; ita tamen iis operam omnem admove, quasi tu nihil, Deus omnia solus sit facturus. Vgl. G. Fessard, *La dialectique des Exercices spirituels de Saint Ignace de Loyola*, Paris 1956, 305–363.

² Sic Deo fide, quasi tu nihil, Deus omnia solus sit facturus; ita tamen iis operam omnem admove, quasi rerum successus omnis a te, nihil a Deo penderet.

³ Ignatius von Loyola als Mensch und Theologe, Freiburg 1964, 231.

⁴ ZAM 3 (1928) 253–256.

Analysen auf die Quellen zurück, aus denen Hevenesi die Formel gebildet hat, und weist nach, daß die „verschränkte“ und „verschraubte“ Form trotz allem am besten den ignatianischen Quellen entspricht, ja, daß sie in ihrer Dichte die ganzen Exerzitien in sich konzentriert⁵. H. Rahner stimmt diesem Urteil zu, fügt ihm nur die Beobachtung an, daß Hevenesi selbst die Formel schon 1714 geglättet habe⁶. Es kann hier nicht darum gehen, das Ergebnis der bisherigen historischen Forschung überholen zu wollen. Uns genügt die Feststellung, daß es wohl die „schwierigere“ Formel ist, die am ehesten der Theologie und dem geistlichen Ringen des Ignatius entspricht und so eine Frage an uns stellt, die unser geistliches Bemühen in Bewegung zu bringen vermag. Zuerst aber wollen wir noch einen Blick auf den sachlichen Gehalt der abgeänderten Formel, die so vernünftig scheint, werfen.

Hier ist sowohl die Aktivität des Menschen wie auch das Vertrauen auf Gott radikal zu Ende gedacht: Vertrauen, als ob alles von Gott abhinge – Handeln, als ob alles vom Menschen abhinge. Doch beide stehen unverbunden nebeneinander in einer Art „Stockwerkstheologie“ des „koordinierten Zusammenspiels“⁷ von Gott und Mensch. Das Vertrauen auf Gott genügt ganz sich selbst, will sich im ersten Ansatz vollenden in absolutem Vertrauen. Auch die menschliche Tat ist letztlich ganz sich selbst überlassen, versteht sich aus sich selbst, „als ob alles nur von ihr abhinge“. Nebensatz und Hauptsatz katapultieren sich gegenseitig ins Grenzenlose und verlieren sich im unendlichen Maß von Glauben und Vertrauen einerseits und menschlicher Tat anderseits. Die absolute Selbst-Behauptung des Glaubens wie die des menschlichen Tuns schweben in der Luft, sind ohne Verbindung: hier der absolute Glaube – dort die radikale menschliche Aktivität, hier Begegnung mit Gott, dort der in sich gesehene Bereich menschlicher Möglichkeiten, hier Sonntag – dort Werktag. Beide Sätze bleiben ohne Anspruch, weil sie den Menschen aus seiner endlichen Erfahrung herausführen. Das Problem ist aufgelöst und stillschweigend verlassen: Vertrauen auf Gott und Freiheit des Menschen stehen in verschiedenen Ordnungen wie zwei Länder, die die diplomatischen Beziehungen abgebrochen haben. Wird im ersten Satz („Vertraue, als ob alles von Gott abhinge“) der Primat des absoluten Glaubens feierlich proklamiert, ohne wirksam zu werden für die menschliche Tat, kann die menschliche Freiheit („Mühe dich, als ob alles von dir abhinge“) in ihrem Bereich eine totale Autonomie beanspruchen, die nicht mehr gebunden ist an ihren gläubigen Ursprung. Man wird nicht leugnen können, daß eine solche Nebenordnung

⁵ Fessard, a.a.O. 305–317.

⁶ A.a.O. 231 und Archivum Historicum SI 27 (1958) 138–141.

⁷ H. Rahner, 231.

von „Natur und Gnade“ bis heute, wenn auch nicht mehr so sehr die Theologie, so doch heimlich und kaum bemerkt die Mentalität und Praxis vieler Christen beeinflußt.

Hier zeigt sich der ungeheure Wert der ersten Formel: Das Verhältnis von Gnade und Freiheit, göttlicher und menschlicher Tat, erweist sich lebendig nur als Frage, nicht aber als glatte Formel. Diese Frage muß gelebt werden. Wir verstehen, wie bedeutsam es ist, daß nach dem Urteil des Historikers nur die erste Form im Blick auf die Quellen das besagt, „was einen der tiefsten Grundzüge der ignatianischen Gnadentheologie darstellt“⁸.

„Vertraue so auf Gott, als ob der Erfolg der Dinge ganz von dir, nicht von Gott abhinge“

Christsein und Glaube sind identisch. Wo von Christsein die Rede ist, erhebt sich sofort die Forderung des Glaubens. Der Glaube an Gott legt sich für den Christen aus im Vertrauen auf jene Verheißung, die in Jesus Christus alle Zeiten und Räume der Welt für Gott beansprucht hat. Welche Gestalt hat dieser Glaube? In welcher konkreten Lebensweise wird er wahr?

Die erste Hälfte unseres Spruches kann uns die Richtung anweisen. Glaube lebt nicht, indem er bei sich bleibt. Eine ähnliche Haltung charakterisiert E. Bloch äußerst scharfsinnig: „Da geht einer in sich. Das bessert ihn, wie er meint. Doch das merkt niemand, bleibt er darin zu lange. Er tritt dann oft nur auf sich selbst herum“⁹. „Vertraue so auf Gott, als ob alles von dir abhinge“. Glaube weist über sich hinaus. Nur so kann er sich bewahren, nur so kann er sich auch bewahrheiten, verifizieren. Der Glaube wird leibhaftig in Erwartungen, die die Wirklichkeit betreffen. Im „als ob alles von dir abhinge“ sollen die Erwartungen des Glaubens in die Wirklichkeit des Lebens eingreifen „und müssen ihre Bedeutung in Lebensformen ausbuchstabieren“¹⁰. Der Glaube muß sich vor einer Welt verantworten, in der verständliches Verhalten nur möglich ist durch Praxis. „Der christliche Glaube insistiert darauf, daß in der Botschaft Jesu mehr Fragen gestellt waren, als die urchristlichen Zeugen beantwortet haben. Ihre Wirkung entlud sich zwar unter den historischen Bedingungen des ersten Jahrhunderts, ging aber darin nicht auf. Der christliche Glaube erwartet, daß die Botschaft Jesu auch in den Lebensformen des 20. Jahrhunderts

⁸ Ebd.

⁹ E. Bloch, *Atheismus im Christentum*, Frankfurt 1968, 29.

¹⁰ H. D. Bastian, *Theologie der Frage*, München 1969, 238.

wirkt, funktioniert, sich in Anwendungen bewährt¹¹. Bedeutet Glauben nun etwa einfach: Sieh zu, alles hängt von dir ab? Dann würde sich der Glaube auflösen in eine Beschäftigungstherapie, die sich, dispensiert vom Glauben, selbst genügte. Wenn wir unseren Satz genauer ansehen, wird deutlich, daß wir das „Als ob“ beachten müssen. Das „Als ob“ zeigt sich als Entwurf des Glaubens selbst, der Glaube entwirft ein Verhältnis zur Welt, „als ob“ alles von mir abhinge. Wir erkennen hier die Denkform der Hypothese¹². Eine Hypothese muß ihre Bewährung offenlassen, da sie zum Teil wahr und zum Teil falsch sein kann. Indem sie sich einläßt auf das Abenteuer ihrer Bewährung, ermöglicht sie den Vorgriff auf neue Erfahrungen. Der Glaube steht also nicht neben oder jenseits unserer Erfahrung, er bringt sie auch nicht zum Abschluß, sondern ermöglicht dem Menschen Erfahrung und eröffnet in ihr den Raum, in dem er zur Bewährung kommt. Der Glaube hält uns offen auf immer neue Erfahrungen und verweigert entschieden, daß unser Suchen und Mühen zur Ruhe gelangt. Erst so ist er auch offen für die überraschende und unverfügbare Erfahrung Gottes. Kraft meines Glaubens ist mein Wille aufgerufen, sein Äußerstes zu tun, „als ob alles von mir, nicht von Gott abhinge“. Die Hypothese setzt allerdings voraus, daß der Erfolg der Dinge „zum Teil“ von Gott abhängt, sie ist eindringliche Mahnung, in meinem Tun meine realen, endlich bleibenden Möglichkeiten nicht zu überschätzen. Doch kann man den „Anteil“ Gottes und den des Menschen am Erfolg der Dinge nicht verrechnend aufteilen. Das Verhältnis von göttlicher Tat und menschlichem Handeln ist keine starre Formel, die mein Handeln überfremdet, sondern wird selbst erst durch die Geschichte, auf die sich der Glaube einläßt, an den Tag gebracht. Wir können nicht sagen: Bis hierher gehen die menschlichen Kräfte, und dann muß Gott eingreifen, sondern der Mensch muß seine letzten Möglichkeiten ausschöpfen, und nur so kann er der Tat Gottes begegnen. Darin liegt die Wahrheit der Hypothese, daß sie mich von der Illusion befreit zu glauben, ich könne mich im Vertrauen total Gott in die Arme werfen, ohne daß ich vorher alles mir Mögliche tue, um die Welt zu verändern. Doch eines bleibt: Der Glaube läßt im „Als ob“ die Zukunft der göttlichen Allmacht offen, weist sie nicht aus dem Bereich unserer Erfahrung aus. Das Sicheinlassen auf unsere menschlichen Möglichkeiten kann sich am Ende erweisen als Sicheinlassen auf die überraschenden Möglichkeiten des göttlichen Handelns, auf seine Zukunft zur Welt.

Eines steht also fest: Der Glaube fordert unser Eingehen auf die Probleme unserer Welt und unsere äußerste Anstrengung, sie zu bewältigen,

¹¹ Ebd.

¹² Fessard verwendet diesen Begriff zur Deutung.

ohne aber die Abhängigkeit unseres Tuns vom Glauben an die Macht der göttlichen Gnade zu lockern. Gott ist in Jesus Christus Mensch geworden. Deshalb macht sich der Glaube an Gott zu nichts im „als ob alles von dir, nicht von Gott abhinge“. „Christliche Hoffnung ist dann nicht Vertröstung auf ein Jenseits, sondern stellt den Betroffenen an die Front des apostolischen Geschehens hier, in den Schmerz der Liebe hinein . . . Die Hoffnung führt aus dem Lager hinaus in die Schmach hinein, und die Erwartung der göttlichen Zukunft macht bereit, das ‚Kreuz der Gegenwart‘ (Hegel) auf sich zu nehmen“¹³. Wenn wir nüchtern unser Tun betrachten, stellt sich dann nicht notgedrungen die Frage: Was bringt unser Einsatz schon ein auf dem Hintergrund der Geschichte, die Gott mit dem Menschen treibt und die nur er vollenden kann? Soll man sich da nicht von vornherein auf Gott verlassen, sich auf ihn werfen, weil unser Beitrag so unwesentlich, so unbedeutend und so fragmentarisch ist? Aber der Glaube lehrt uns, daß gerade das Vertrauen auf Gott uns einweist in die Endlichkeit unseres Tuns, in die scheinbare Vergeblichkeit unserer Arbeit, in die Unbedeutendheit des Alltäglichen. Der Glaube schärft uns ein, daß der Christ „zu eigentlichem Engagement dem Geschichtlichen gegenüber ermächtigt und verpflichtet ist, auch dort noch, wo er die Kontingenz und somit die Relativität des Geschichtlichen erkennt und leidend erfährt“¹⁴. Er muß seine Geschichte absolut ernst nehmen, weil Gott selbst ihr „den Ernst der Situation verleiht, in der ein ewiges Geschick vor Gott geschieht“¹⁵. Glaube verlangt das selbstvergessene Mühen an der alltäglichen Pflicht und verleiht als Vertrauen auf Gott die Gewißheit, daß in der Verwirklichung dessen, was unserer endlichen Kraft möglich ist, Absolutes geschieht, daß es in meiner endlichen Tat um alles geht und daß nichts anderes meinem Leben Sinn und Heil vermitteln kann als die Leidenschaft meines Einsatzes in nie zu enttäuschender Liebe zum Nächsten. Die Hoffnung auf die Allmacht Gottes braucht die Armut unseres Mühens. Glaube und Vertrauen können sich nicht in sich selber vollenden. „Der Glaube meint vielmehr, daß durch die Christusgeschichte und die Verheißenungen des Evangeliums Gott dem Menschen seine Zukunft eröffnet und ihm damit Freiheit eingeräumt habe. Die christliche Hoffnung wird also ihre Erfüllung nicht als ein Fatum nur abwarten, sondern im Ergreifen dessen, was geschichtlich möglich ist, nach dieser Erfüllung auch suchen“¹⁶. Kirche und Christenheit dürfen ihre Mitte niemals in sich selbst haben. Die Pastoralkonstitution über „Die Kirche in der Welt von heute“ setzt sich ein sehr

¹³ J. Moltmann, *Perspektiven der Theologie*, München 1968, 228 f.

¹⁴ K. Rahner, *Schriften zur Theologie VI*, Einsiedeln 1965, 70.

¹⁵ Ebd. 72.

¹⁶ Moltmann, a.a.O. 255.

mutiges und in vielem zukunftsweisendes Programm: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“¹⁷.

„Wende dennoch dabei alle Mühe so an, als ob du nichts, Gott allein alles tun werde“

In der Verwirklichung des Menschenmöglichen macht der Glaube seine Erfahrungen. Dort muß er sich bewähren und ausweisen. Dort ist er aber nicht nur mit dem Gelingen, sondern auch mit dem Scheitern seiner Bemühungen konfrontiert. Diese Erfahrung wegzudisputieren wäre eine dumme Illusion, wäre die naive Sicherheit, die Welt würde mit jeder unserer Taten besser, unsere Gesellschaft gerechter, die Menschheit menschlicher, als gingen wir schnurstracks der besten aller Welten entgegen. Dem Scharfsichtigen ist der größte Schmerz die Enttäuschung der Geschichte und die bittere, aber schlichte menschliche Tatsache, daß nicht einfach der Friede und das Glück auf der Erde wachsen, sondern immer wieder ersticken in der giftigen Atmosphäre menschlicher Eigensucht und Kleinheit und belastet bleiben von dem Schwergewicht politischer Interessen und „Rücksichten“. Je ehrgeiziger die Pläne waren, die Welt zu verändern, um so enttäuschender scheinen die „Erfolge“ und die immer neu auftauchenden Hindernisse. Auch mein bestes Bemühen erfahre ich immer schon als überfordert, überfordert aber nicht durch eine fremde Norm, sondern von meinen eigenen Möglichkeiten radikalerer Liebe und entschiedeneren Einsatzes, die Gott uns schenkte. „Setze so dein Bemühen ein, als ob du nichts, Gott allein alles tun werde“. Gibt dieser Satz nicht der Erfahrung recht? Weshalb soll ich mich in Enttäuschung und unnützem Leid verbrauchen? Besser ein Leben, das sich schont und die Stunde Gottes erwartet, „als ob Gott alles allein tun werde“. Diese Deutung wäre glatt und bequem, zu glatt, weil sie das „Als ob“ unterschlägt¹⁸. Ich kann niemals, enttäuscht von meiner Arbeit, hingehen und diesen Spruch als alleinseligmachendes Motto anwenden und mich dispensiert glauben davon, weiterzumachen und nicht zu erlahmen, auch wenn dies noch so gläubig und vertrauenvoll, noch so realistisch erscheint. Der wahre Sinn des „Als-ob“-Satzes ist es, die Souveränität des göttlichen Wirkens bewußt zu halten und mich vor Stolz zu bewahren. Als Hypothese kann der Satz jedoch mein Handeln nicht lähmeln wie ein Beruhigungsmittel, denn der Keil des „Als ob“ ist getrieben zwischen mir und der Resignation und Verzweiflung, ja noch mehr:

¹⁷ Nr. 1.

¹⁸ Vgl. Fessard, a.a.O.

Er fordert mein Bemühen neu heraus, sich hineinzustellen in die unerhörte Über-Forderung, die darin liegt, daß „Gott allein alles tun werde“. Darauf stützt sich alle Mühe des Neubeginns und der alltäglichen Kleinarbeit.

Die Vorstellung der göttlichen Macht, die ohne den Menschen wirkt („du nichts, Gott allein alles“) scheint zunächst jede Anstrengung sinnlos zu machen. In Wirklichkeit zeigt sie, daß alles Ringen und Sorgen des Menschen das Unmaß göttlicher Ziele vor sich hat und sich niemals weder aufhalten lassen darf von Enttäuschung noch verbissen suchen darf nach einer illusorischen Perfektion dessen, was immer vorläufig bleibt auf das „Gott allein alles“, das alles menschliche Tun über sich hinaustreibt und die Unruhe der Unzufriedenen stimuliert. Vermessenheit und Verzweiflung sind beide in gleicher Weise die Weigerung des Menschen, sich von Gott ergreifen und von sich wegreißen zu lassen¹⁹. J. Moltmann schreibt den erstaunlichen Satz: „Das soziale und politische Engagement der Christen ginge in die Irre, stünde dahinter und darin nicht die Erwartung der Gegenwart Gottes selbst . . . Gäbe es keine Hoffnung gegen die Schuld und das leer ausgehende Leben, das heißt keine Hoffnung auf das Kommen Gottes selbst, so wäre alles andere nur eine Renovierung des Gefängnisses, aber kein wirklicher Ausbruch aus dem Gefängnis in das Land der Freiheit“²⁰. Nur die Hoffnung, daß Gott selbst zu uns kommt, „Gott allein alles tun werde“, und wir nur darin auf Gott zugehen können mit allem uns möglichen Einsatz, kann die Anstrengung unseres täglichen Mühens vor Langeweile, Resignation und Verdruß bewahren. In Jesus ist Gott zu den Menschen gekommen und hat sich in letzter Leidenschaft hineingegeben in die Mühen und Leiden menschlicher Geschichte. Unerschütterlichen Elan erhält die menschliche Aktivität nur dadurch, daß in Jesus Christus das Leiden an den Zuständen der Gegenwart Gottes eigenes Leiden geworden ist, daß mein Scheitern und das dauernde Zurückbleiben der Welt hinter ihren Möglichkeiten Gott selbst bewegt und ihn nicht nur warten läßt, bis er angesichts restlosen Versagens das Wunder endgültiger Verwandlung der Wirklichkeit wirkt. Darum wird aber umgekehrt „das Leiden der Christen zum Gestaltwerden Christi in der Welt“²¹. In diesem Ausharren wird das „Gott allein alles“ verstehbar als Auferstehungsverheißung²². Im Maße, wie ich in der Kraft dieser Verheißung das „Kreuz der Gegenwart“ annehme, vereine ich meinen Willen und meine Freiheit mit dem Willen Gottes, des Herrn der Geschichte: Mein Handeln vollendet sich nicht in sich selbst, sondern im Vertrauen auf den Sieg Gottes über

¹⁹ K. Rahner, *Schriften zur Theologie VIII*, Einsiedeln 1968, 570.

²⁰ Moltmann, a.a.O. 145.

²¹ Ebd. 229.

²² Fessard, a.a.O. 326.

jede Widerwärtigkeit, und wäre es der Tod. Der Elan des Christen, der durch nichts zu enttäuschen ist, weist jede Illusion von sich weg. Gerade so vermittelt er der Menschheit „den Geist, der inmitten der Anfechtungen, der Zerrissenheit, der Schmerzen und der Absurditäten das Wunder des Durchhaltens und Bestehens schenkt; den Geist der Hoffnung, wo sichtbar nichts mehr zu hoffen ist; den Geist dessen, der aus dem Tode Leben schafft und das, was nichts ist, ins Dasein ruft (Röm 4, 17 f.)“²³. „Vertraue so auf Gott, als ob der Erfolg der Dinge ganz von dir, nicht von Gott abhinge; wende dennoch dabei alle Mühe so an, als ob du nichts, Gott allein alles tun werde“.

Der unschätzbare Wert unserer ignatianischen Formel liegt darin, daß sie eine Deutung unserer Erfahrung bietet, aber auch darin, daß sie diese in Unruhe versetzt und Fragen an sie stellt. Der Glaube an Gott fordert das Mühen und Ringen um die Beseitigung aller Nöte, das sich in der eigenen Dynamik vollendet im absoluten Vertrauen auf den Herrn der Welt und so dem Gesetz begegnet, nach dem es angetreten war. Sowohl H. Rahner wie auch G. Fessard sehen in dem Spruch eine Kurzformel der ignatianischen Spiritualität und der Exerzitien²⁴. Man mag hier denken an die Spannung von „Fundament“ und „Betrachtung zur Erlangung der Liebe“ in den Exerzitien. Auch das „Fundament“ leitet uns an, aus dem Glauben heraus im Gebrauch unserer natürlichen Fähigkeiten ein Maximum zur Ehre Gottes zu erreichen. Die „Betrachtung zur Erlangung der Liebe“ läßt alle menschliche Aktivität wieder übergehen in das „*Suscipe*“, das Gebet des absoluten Vertrauens auf Gott, in das Geständnis, daß ich nichts, „Gott allein alles tun werde“. In diese Spannung eingelassen ist aber das „Mehr“, das den Rhythmus der Exerzitien beherrscht. Das „Mehr“ erweist sich für unsere Frage als „Grundwort des von Gott, dem ‚immer Größeren‘ ergriffenen Menschen“²⁵, der sich immer wieder überfordern läßt in der Annahme des Kreuzes alltäglicher Mühen. Der Spruch aus ignatianischem Geist, den Hevenesi in so einmaliger Weise formulierte, kann für den Christen ebenso wie das „*Magis*“ gelten als „das von Christus selbst aufgedeckte Axiom seines Lebens“²⁶, das ihm Elan und Richtung verleihen kann.

²³ Moltmann, a.a.O. 231.

²⁴ H. Rahner, 230–232 und Fessard, 317 und 320.

²⁵ H. Rahner, a.a.O. 253.

²⁶ Ebd.